

Interkulturelle Kommunikation und partnerschaftlicher Diskurs im Kontext der Entwicklungszusammenarbeit - Ein Projekt-Bericht

Bea Gomes, Irmi Hanak und Walter Schicho

Gegenstand des vom „Fonds zur Förderung der Wissenschaftlichen Forschung“ finanzierten Projekts „Kommunikation und Beratung“ (KOBE) im Bereich der Angewandten Afrikanistik am Institut für Afrikanistik der Universität Wien sind die Kommunikation zwischen Personen und Organisationen im Bereich der Entwicklungszusammenarbeit und die Umsetzung wissenschaftlicher Ergebnisse in Form einer begleitenden Beratung.

Seit der letzten Dekade des 20. Jahrhunderts beschäftigt sich die sozialwissenschaftliche Entwicklungsforschung zunehmend mit der Frage von Macht und Asymmetrie zwischen „Gebern“ und „Zielgruppen“ in der Entwicklungszusammenarbeit (EZA). Das Forschungsprojekt „Kommunikation und Beratung“ ging von der auch in anderen sozialen Bereichen bereits aufgezeigten Tatsache aus, dass Macht und asymmetrische soziale Relationen durch den Diskurs, durch Kommunikation im weitesten Sinne, erzeugt und verfestigt werden. Die Analyse der unterschiedlichen Formen und Strategien der Kommunikation im Bereich der EZA, die Feststellung ihrer Funktion und die Beschreibung von Alternativen zu den verwendeten kommunikativen Strategien waren Voraussetzungen für die Beratung, die sich das Team zur Aufgabe gemacht hat.

Das Team von fünf Afrikanistinnen und Afrikanisten¹ brachte dafür Vertrautheit mit der Zeitgeschichte Afrikas, mit der österreichischen EZA und fachliche Kompetenz in der Diskursforschung sowie breite sprachliche Kompetenz in afrikanischen Sprachen wie in den ehemaligen Kolonialsprachen ein. For-

¹ Das Projektteam: Bea Gomes, Irmi Hanak, Ina Ivanceanu, Babara Nöst und Walter Schicho.

schungsarbeiten führte das Team in Burkina Faso, Cabo Verde, Moçambique, Österreich, Portugal, Tanzania und Uganda durch.

„Entwicklung“ im Sinne eines zielgerichteten Handelns, wie es der heute verpönte Begriff „Entwicklungshilfe“ deutlich macht, hat eine weiter zurück reichende Tradition als es in der Praxis der EZA für gewöhnlich angenommen wird. Für den afro-europäischen Beziehungsraum lassen sich „Entwicklungsprojekte“ zumindest seit dem frühen 19. Jahrhundert ausmachen. Spätestens mit dem britischen „Colonial Development Act“ von 1929 wurde „Entwicklung“ auch formal Gegenstand kolonialer Politik.

200 Jahre „Entwicklung“ des Südens durch den Norden sind durch immer gleiche Vorgehensweisen, Schwierigkeiten und Ergebnisse gekennzeichnet: Die Akteure des Nordens setzen ihre Weltsicht, ihre Technologien und ihre Vorstellung von Raum um. Die Mittel zur Finanzierung von „Entwicklung“ werden durch den Norden kontrolliert. Der Norden handelt aus Eigeninteresse, zumindest in dem Sinne, dass die Entwicklung des Südens eine Verschlechterung des Lebensstandards im Norden verhindern soll. Die Akteure und Zielgruppen des Südens setzen sich aktiv oder passiv gegen diese Praxis der sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung zur Wehr, „Entwicklung“ verstärkt das soziale und wirtschaftliche Ungleichgewicht in den Gesellschaften des Südens. Zahlreiche Projekte funktionieren nur so lange, als *inputs* von Geberseite vorhanden sind.

Für den Misserfolg der „Entwicklung“ wurden lange Zeit neben den natürlichen Gegebenheiten die Zielgruppen, im Falle Afrikas eben die unterschiedlichen Akteure in den afrikanischen Gesellschaften, verantwortlich gemacht. Ihnen wurde Faulheit, mangelnde Intelligenz, Eigensinn, „primitives Denken“, Korruption, mangelnde Bereitschaft zum „richtigen“ Regieren („good governance“) u.a. vorgeworfen. Solche Einschätzungen trugen zwar nicht zur Lösung von Problemen bei, sagen aber bis heute viel über Vorurteile und rassistische Einstellungen auf Seiten der Geber aus.

Erst relativ spät wurden die ungleiche Verteilung von Macht und Ressourcen und die inhärente Asymmetrie der „Entwicklungshilfe“ als mögliche Ursache für ein Scheitern der Entwicklungsarbeit gesehen. Die Folge aus dieser Er-

kenntnis war eine oberflächliche Korrektur des Diskurses: aus „Entwicklungshilfe“ wurde „Entwicklungszusammenarbeit“, aus kolonialen oder paternalen Beziehungen die „Partnerschaft“. Der harte Kern von „Entwicklung“ blieb unverändert.

Das Projekt „Kommunikation und Beratung“ baut auf den wissenschaftlichen Erkenntnissen und praktischen Erfahrungen einer Untersuchung von „Kommunikation und Entwicklung“ auf. Es geht davon aus, dass Entwicklungsarbeit im ökonomischen und sozialen Bereich in ihrem Gelingen, häufiger aber in ihrem Scheitern, von der Gestaltung kommunikativer Prozesse und von der kommunikativen Kompetenz der Beteiligten abhängt.

KOBE hatte (und hat) in diesem Sinne das Ziel, die besonderen Beziehungen zwischen den verschiedenen Akteure der EZA zu beschreiben. Die Aufnahme von Gesprächen, Interviews, die Analyse von Texten und die teilnehmende Beobachtung erbrachten die empirischen Grundlagen, um die Beziehung zwischen den handelnden Personen und Gruppen sichtbar zu machen. Diese ist in den meisten Fällen geprägt durch einen scheinbar unauflösbaren Widerspruch von „Partnerschaft“ und „Dominanz“. „Partnerschaft“, d.h. partnerschaftliches Planen, Entscheiden, Durchführen und Evaluieren, heisst es zunehmend häufig, sei ein notwendiger Bestandteil der EZA. Die Realität des Handelns ist jedoch fast immer von einer sehr ungleichen Verteilung der Macht und damit von der Dominanz der Vertreter des Nordens, der „Geber“, geprägt. Am stärksten sichtbar wird dieser Widerspruch von Programm und Handeln dort, wo die Zusammenarbeit über weite interkulturelle Distanz stattfinden soll, also dann etwa, wenn ein österreichischer Entwicklungsarbeiter direkt mit afrikanischen Bauern zusammentrifft.

Die Macht der „Geber“ beruht vor allem auf der extrem ungleichen Verteilung der wirtschaftlichen Mittel und der Information; wir finden uns damit in der absurden Lage, dass „Entwicklungszusammenarbeit“ zwar den Ausgleich der festgestellten Unterschiede zwischen Norden und Süden anstrebt, also eine „gerechte Verteilung der Güter“ unter alle Mitglieder einer globalen Gesellschaft, dass die Praxis der EZA die Ungleichheit jedoch vergrößert bzw. sogar notwendig hat, um zu funktionieren.

Die Beratungstätigkeit von KOBE umfasst drei Phasen:

In der ersten Phase lernen die Beteiligten mit Unterstützung der BeraterInnen, welche Bedeutung Kommunikation für ihre Tätigkeit und für die Erreichung ihrer Ziele hat.

In der zweiten Phase analysieren sie ihre eigene Kommunikation und die Beiträge ihrer Partner in Hinblick auf die Voraussetzungen, auf verfestigte Abläufe, Pläne und Stereotypen. Beide Seiten brauchen dazu Informationen, die zum Verständnis von Vorgängen notwendig sind und Vorurteile, Angst oder Aggressivität abbauen. Als Vorbedingung für die nächste Phase sind die unterschiedlichen Bereiche des Wissens (kulturelle und historische Phänomene allgemeiner Art, sprachliche Kompetenz, technisches Wissen, die hinreichende Information über Planungs- und Entscheidungsvorgänge etc.) einander anzugleichen. Auch sollten die Beteiligten ein Bewusstsein dafür entwickeln, dass Wissen unterschiedlich bewertet wird und sie an dieser Hierarchisierung des Wissens beteiligt sind.

In der dritten Phase wird partnerschaftliche Kommunikation geübt. Sie zeichnet sich durch wechselseitige Asymmetrie (z.B. gegenseitiges Lernen), Toleranz bzw. Akzeptanz objektiver oder subjektiver Defizite (mangelndes Wissen, fehlerhafte sprachliche Realisierung, individuelle kommunikative Verhaltensformen etc) und durch das „Reden über den Diskurs“ (d.h. die PartnerInnen sprechen nicht nur miteinander, sondern sprechen auch darüber, wie sie miteinander sprechen) aus.

Die bisherige Projektarbeit hat gezeigt, dass die Bereitschaft zu und das Interesse an partnerschaftlicher Kommunikation bei den Entwicklungsarbeitern und Zielgruppen des Südens weit höher ist als bei den Akteuren des Nordens. Diese werden zumeist durch kurze Projektzeiten, mangelhafte sprachliche Kompetenz, einseitiges Wissen und Stress des beruflichen Wettbewerbs daran gehindert, ihre interkulturelle Kompetenz zu entwickeln.

Das Forschungsprojekt „Kommunikation und Beratung“ zielt darauf ab, dass bei der Entwicklung eines Projektes adäquate Kommunikationsstrukturen mit eingeplant werden müssen. Interkulturelle Kommunikation und partnerschaftlicher Diskurs sind lernbar. Mehr denn je erfordern die Globalisierung, die immer steigende Bereitschaft zur Migration nach dem Norden bzw. den reichen Ländern und die Folgen der ungerechten Verteilung der Güter dieser Welt Bereitschaft und Kompetenz zur interkulturellen Verständigung.